

Die Arbeiterwelt

Nr. 47

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Barrikaden.

Erzählung aus der russischen Revolution von M. Arzbatseff.

(Fortsetzung.)

„Na, willst Du antworten?“ schrie der Offizier ungeduldig. „Ich weiß am besten, was ich zu tun habe,“ antwortete störrisch mit heiserer Stimme der krummnäsige Mann. — „Ist mit der Flinte gefangen worden, Euer Gnaden,“ sagte einer von den Soldaten. „So? . . . Soll erschossen werden!“ sprach der Hauptmann kalt und ruhig. Anisimoff hörte diese Worte, aber verstand nicht ihre furchtbare Bedeutung. Und augenscheinlich war diese auch dem krummnäsigen Manne nicht ganz klar, denn er blieb ruhig stehen, gab keinen Laut von sich und drückte durch keine Bewegung sein Entsetzen aus. Zwei Soldaten mit finsternen Gesichtern nahmen ihn beim Arm und führten ihn zur Seite. Dabei wandte er sich um, als ob er etwas sagen wollte, schwieg aber still und blieb ebenso unbeweglich, wie vorher, einige Schritte entfernt auf dem Fleck

deutlich dieselben, unsägbaren Worte. Ein unbestimmter Gedanke blühte in Anisimoffs Hirn auf. Sein Gesicht wurde blaß und er machte plötzlich eine Bewegung nach rückwärts, als ob er in die Reihen der Soldaten eindringen wollte. Aber sofort packte ihn jemand von hinten an den Ellbogen. „Wer bist Du?“ wandte sich der

rötlich glänzenden Auge abzuwenden. „So? Treut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ kam es zwischen den Lippen mit dem roten Schnurrbart hervor. „Also Sie sind der hiesige Stationsvorsteher?“ „Ja!“ „Nun, wir werden wohl ein bißchen länger plaudern müssen, Herr . . . Sie gestatten — Ihren Namen?“

„Anisimoff!“ antwortete dieser dumpf. „So — so! Sehr angenehm!“ sagte der Hauptmann gedehnt und bog den Kopf zur Seite. In seiner Stimme lag jetzt etwas Lauerndes und Grausames. . . „Bis zum Morgen auf die Wache!“ befahl er plötzlich laut und wandte Anisimoff kurz den Rücken. „Euer Gnaden! Und wie ist es denn . . . was soll mit mir . . .?“ fragte mit unsicherer Stimme und den Hals ausreckend der Drechsler. Der Hauptmann blickte ihn über die Achsel an. „Du, Freundschaften? Hast's ja gehört —



Teich im Ohlsdorfer Friedhof.

stehen, wohin man ihn gebracht. „Und dieser?“ fragte jetzt der Offizier. Dies war an Anisimoff gerichtet, aber statt seiner antwortete ein kleines, schmächtiges Männchen in zerfertigtem Ueberzieher. „Wir sind von der Kostilowschen Fabrik, Drechsler . . . Feduliew ist mein Name!“ sagte er eilig, sich vorstellend und ganz in Bewegung kommend, wobei sein Unterkiefer merkwürdig zitterte. „Hat auch geschossen, Euer Gnaden!“ sagte derselbe Soldat, wie vorher. Und wieder sprach der Hauptmann klar und

Hauptmann, der diese Bewegung bemerkt hatte, rasch zu ihm. Anisimoff schwieg und stemmte sich stärker mit dem Rücken gegen die ihn haltenden Hände. „Ach so?“ sagte der Hauptmann spöttisch, das Kinn erhebend. „Das ist ja der Stationsvorsteher!“ bemerkte der dicke Leutnant, Anisimoff mit dem vom Feuer beleuchteten Auge anglozend. „Ja —, ich bin — der hiesige Stationsvorsteher,“ antwortete Anisimoff rückwärts und lächelte plötzlich unterwürdig und demütig, ohne den Blick von diesem einzelnen,

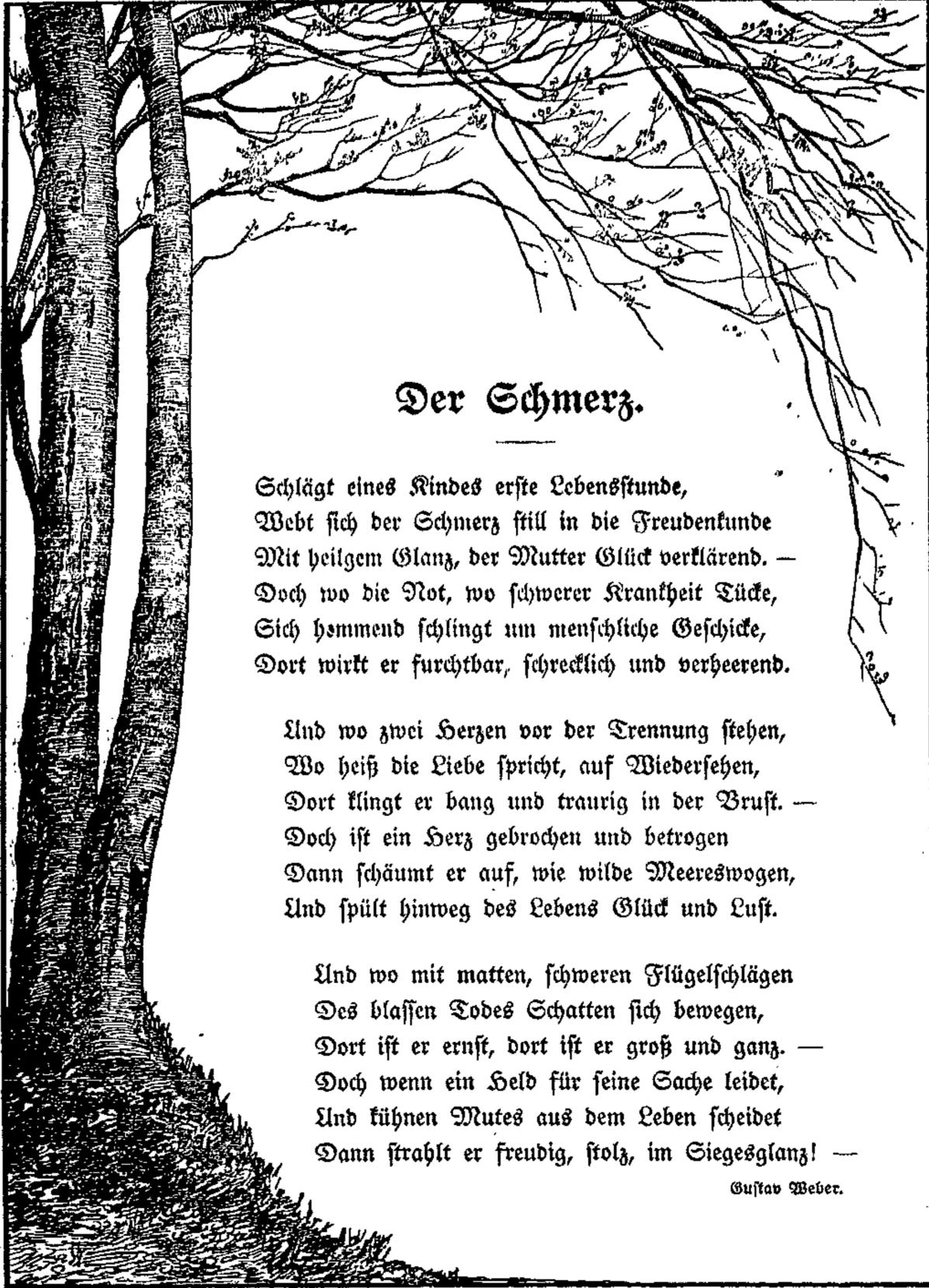
wirkt auch erschossen!“ antwortete er langsam, jedes Wort betonend, und empfand sichtlich Freude über den Eindruck seiner Worte. „Euer Gnaden!“ schrie der Arbeiter, am ganzen Leibe zitternd, auf. Eine plötzliche Bestürzung durchlief bei diesem Schrei die Reihen der Soldaten. Dicht neben Anisimoffs Ohr fing jemand laut und schwer zu atmen an. „Nur da!“ brüllte, den Kopf nach hinten werfend, mit funkelndem Auge der dicke Offizier und alles erstarrte augenblicklich, als ob hier nicht lebendige

Menschen wären, sondern nur ein einziges, gehorsames Tier. „Führt ihn ab!“ befahl der Hauptmann mit einem energischen Wink nach der Richtung des Feldes hin. Mit derselben qualenden Neugier, mit der er als Kind zusah, wie man die Glühner schlachtete, saugte sich Anisimoffs Blick jetzt an der beleuchteten Gesichtshälfte des Drechslers fest, der bleich, mit weit aufgerissenen Augen vor sich hinstarrte. Anisimoff dachte: dieser Mann wird sich so gleich losreißen, wird toben und brüllen und das wird entsetzlich sein. Aber der Arbeiter stand unbeweglich da, nur ein sonderbares, immer mehr zunehmendes Bittern seiner Sinnbacken war an ihm zu bemerken. Anisimoff und die Umstehenden sahen wie gebannt auf diese, die Todesangst des Mannes verratende Bewegung und mit seinem Bittern wuchs auch das allgemeine Entsetzen. „Und wer bist Du?“ rief plötzlich laut und deutlich der in der Nähe stehende krummnäsige Mann dem Offizier zu, „ein Hund, ein Lump bist Du! Mordest die eigenen . . .“ „Was? Ruhe da!“ schrie laut und schrill der Hauptmann, griff krampfhaft nach seinem Revolver und ging einige Schritte auf den Mann zu. „Sei Du ruhig! Weshalb soll ich schweigen, angesichts des Todes, Du Narr!“ donnerte der krummnäsige Mann. „Krepteren soll Du, Verräter — verfluchter Hund Du! Glaubst Du, ich fürchte mich vor Dir? Schlag nur zu! Schlag . . .“ Mit einem schwachen Aufschrei bedeckte Anisimoff sein Gesicht mit beiden Händen und schloß die Augen. Rasch hintereinander ertönten zwei Schüsse. Jemand schrie leicht auf und es entstand ein allgemeines hastiges Gedränge. Die Soldaten versperren sofort vor Anisimoff jenen Ort, wo der bleiche Mann gestanden hatte, zwei von ihnen packten ihn bei den Armen und schleppten ihn rasch fort. Dieses alles stand vor Anisimoffs Augen in der ungewissen Beleuchtung des kalten Zimmers. Jetzt wußte er mit Bestimmtheit, daß er in einigen Stunden, bei Anbruch des Tages, erschossen würde.

„Morgen werde ich erschossen,“ dachte Anisimoff unaufhörlich, mit glänzenden Augen vor sich hin in die Dunkelheit blickend, „morgen werde ich erschossen!“ Es war dies kein bestimmter Gedanke, denn es war unmöglich zu denken, daß in ein paar kurzen Stunden, Menschen, die er nie in seinem Leben gesehen hatte, kommen würden, um ihn den Leidenden, wie einen alten, ausfägigen Hund zu töten. Anisimoff fühlte einfach nur einen schweren und

kalten Druck auf das Gehirn, wie ihn ein Mensch, der nicht an übernatürliche Dinge glaubt, bei dem Erscheinen eines furchtbaren, unerklärlichen Gespenstes empfinden mag. Anisimoff wollte die Schultern hoch ziehen und über seine, beinahe komische Sinnlosigkeit laut auf-lachen, statt dessen aber schnitt er nur wilde und schmerzliche Grimassen und sein Gesicht nahm den Ausdruck der gräulich verzerrten Maske eines Wahnsinnigen an. Er hüllte sich in seinen Ueberrock mit den zerrissenen Klappen, ging mit ungleichen Schritten im Zimmer auf und ab, lang und hager, wie ein Gespenst, wich

klar und irgendwo im tiefsten Winkel seines Gehirns. Er machte verzweifelte Anstrengungen, um ihn an die Oberfläche hervorzuholen und in Worte zu fassen. Der Gedanke wurde stärker, erhob sich, fing an, sich zu entwickeln, kam einem Worte nah; es wurde Anisimoff leichter und klarer im Kopf, die Augen verloren ihren gespannten Ausdruck. Er blieb stehen, um den Gedanken vollständig zu erfassen, ihn auszusprechen — er tat es und sprach: „Morgen werde ich erschossen.“ Und dann verwirrte sich wiederum plötzlich alles, der Gedanke erlosch in seinem Hirn, auf den Schläfen perlte ihm kalte



Der Schmerz.

Schlägt eines Kindes erste Lebensstunde,
Weht sich der Schmerz still in die Freudenkunde
Mit heiligem Glanz, der Mutter Glück verklärend. —
Doch wo die Not, wo schwerer Krankheit Tücke,
Sich hymmend schlingt um menschliche Geschicke,
Dort wirkt er furchtbar, schrecklich und verheerend.

Und wo zwei Herzen vor der Trennung stehen,
Wo heiß die Liebe spricht, auf Wiedersehen,
Dort klingt er bang und traurig in der Brust. —
Doch ist ein Herz gebrochen und betrogen
Dann schäumt er auf, wie wilde Meereswogen,
Und spült hinweg des Lebens Glück und Lust.

Und wo mit matten, schweren Flügelschlägen
Des blassen Todes Schatten sich bewegen,
Dort ist er ernst, dort ist er groß und ganz. —
Doch wenn ein Held für seine Sache leidet,
Und kühnen Mutes aus dem Leben scheidet
Dann strahlt er freudig, stolz, im Siegesglanz! —

Gustav Weber.

vorsichtig im Dunkeln den Möbeln aus und gab sich Mühe, er wußte selbst nicht, weshalb, so leise wie möglich zu sein. Dies war sonderbar; es war nicht Angst in ihm. Anisimoff hatte nur den leidenschaftlichen Wunsch, daß ihn nichts stören möge, „darüber“ nachzudenken. Es schien ihm, daß alles sich ändern müsse, wenn er „das“ ganz ruhig zu Ende überlegt hätte; er mußte dann alles begreifen und alles andere würde sich von selbst klären und einfach lösen. Und er dachte und dachte nach . . . Die bis zum äußersten angespannte Denkraft gab seinem Gesicht einen gequälten Ausdruck, aber sie führte zu keinem Resultat. Ab und zu schien ihm ein leichter, rettender Gedanke aufzutauchen, aber nur un-

klar und irgendwo im tiefsten Winkel seines Gehirns. Er machte verzweifelte Anstrengungen, um ihn an die Oberfläche hervorzuholen und in Worte zu fassen. Der Gedanke wurde stärker, erhob sich, fing an, sich zu entwickeln, kam einem Worte nah; es wurde Anisimoff leichter und klarer im Kopf, die Augen verloren ihren gespannten Ausdruck. Er blieb stehen, um den Gedanken vollständig zu erfassen, ihn auszusprechen — er tat es und sprach: „Morgen werde ich erschossen.“ Und dann verwirrte sich wiederum plötzlich alles, der Gedanke erlosch in seinem Hirn, auf den Schläfen perlte ihm kalte Schweiß, eine neblige Leere erfüllte seine Seele und er fing wieder an mit kleinen Schritten das Zimmer zu durchwandern und seinen milden, heißen Kopf von neuem anzustrengen. Plötzlich erschien vor seinem Auge klar und deutlich ein wohlbekannter Platz am Graben hinter dem Bahnhofsgebäude, wo alte schwarze Schwellen angehäuft waren, wo der weiße, reine, nie betretene Schnee in runden Hügel lag, die in der Sonne glitzerten. Anisimoff wußte wohl, daß diese Schwellen jetzt nicht mehr da sein konnten, daß man sie ja auf seinen Befehl zu den Barrikaden verwendet hatte, aber diesen Platz vermochte er sich eben nur so vorzustellen: die Gartenhecke, der schwarze Haufen befrorener Schwellen; weiterhin das weiße, freie Feld, von dem aus die roten Gebäude der Station so klein erschienen und von wo aus man die über den glatten Stahlweg laufenden hübschen, bunten Züge sehen konnte, mit den weißen Dampf-wolken über den Lokomotiven . . . Und auf jenem Schnee, gerade so wie der Schwellenhaufen, vielleicht mit dem Kopf an ihn gelehnt, wird er, Anisimoff, tot daliegen, nicht einfach tot, sondern „erschossen“. Sein Kopf und seine Brust werden von Kugeln durchlöchert

sein, die blaugefrorenen Hände werden erstarren und die Kniee aus dem Schnee hervorragen. Es wird kalt sein und er wird ganz mit einer Eiskruste bedeckt und hart wie ein Stück Holz daliegen, mit erstorenen, trüben, herausgequollenen Augen. Aber er wird all das in Wirklichkeit nicht mehr sehen.

„Das aber ist ja gerade das Schrecklichste, das fürchterlichste,“ dachte Anisimoff und ein unerträglicher Schmerz wühlte in seinem Herzen. Er hatte das Verlangen, denselben durch klägliches, leises Winseln zu erleichtern. Um ihn herum war es ganz still, nur das Knistern des brennenden Holzes draußen war hin und wieder zu hören. (Fortsetzung folgt.)

Friedhofsanlagen und Grabsschmuck.

Von Hermann Krafft.

Die meisten Friedhöfe der Städte, vor allem der Großstädte, rufen den Eindruck von Massengräbern hervor. Die geraden Wege, die gleichmäßige Einteilung der einzelnen Begräbnisflächen, der Mangel deckender Baum- und Strauchgruppen, dazu ein Grabstein an dem andern — meist minderwertige Fabrikware — das muß ein wenig erfreuliches Bild abgeben. Der Friedhof ist keine Stätte des Friedens mehr, die uns mit dem Tode ausöhnen kann.

Früher ist das anders gewesen, als die Städte noch nicht so arg in die Breite gewachsen waren. Die Friedhöfe der kleinen Städte und die Dorfkirchhöfe lassen uns noch heute erraten, wie ideal der Friedhof vergangener Tage ganz allgemein ausschaute. Schon die Wahl des Ortes läßt beim Friedhof der Vergangenheit des Deutschen Vorliebe für die Natur erkennen, besser noch tritt letzteres in der ganzen Anlage und in der Unterhaltung des Friedhofes hervor.

Welch' malerische Bilder gewährt noch heute so mancher Dorffriedhof. Die Beerdigungen sind nicht allzu häufig, da hat sich über den ganzen Friedhof ein ziemlich gleichmäßiger Rasenteppich bilden können, der nur Unterbrechung findet in dem für gewöhnlich mehr als bescheidenen Grabsschmuck. Daß mancherorts auch die Bauern schon beginnen mit Friedhofs-„Schmuck“ zu prohen, kann leider nicht geleugnet werden. Sträucher und Bäume siedelten sich mehr ohne als mit Absicht des Menschen an und durften sich ungestört durch Menscheneinfluß entfalten. Durch das Grün der Laubkronen schimmert das altersgraue Dach der Kirche und das alles vereint sich zu einem stimmungsvollen Bilde des Friedens, dessen Hauptwert in der ungesuchten, natürlichen Anmut liegt. Das ist das Bild des Friedhofs, wie er früher auch in den Städten anzutreffen war, nur traten an Stelle des einen Friedhofs eben so viele, als Kirchen vorhanden waren.

Das Anwachsen der Städte im letzten Jahrhundert veranlaßte den Umschwung. Die alten Friedhöfe wurden geschlossen und vor den Toren der Stadt entstanden die Gottesäcker, die in ihrer heutigen trostlosen Gestaltung nicht zum Besuche reizen, und daran ist vor allem der Umstand schuld, daß bei der Anlage dieser Friedhöfe rein praktische Erwägungen in erster Linie maßgebend waren; diese bedingten bei dem raschen Anwachsen der Städte eine auf das äußerste ausnubare Flächeneinteilung. Solches war nur möglich durch rechtwinklige Wegkreuzung gerade verlaufender Wege und größte Beschränkung von Gehölzanzpflanzungen. Die Gemeinde ist so in erster Linie schuld; dann aber fällt auch auf die Grabstättenbesitzer ein wesentlicher Teil Schuld. Diese suchten in der sogenannten „Aus schmückung“ der Gräber einander zu überbieten, oder der eine ahmt dem anderen nach. Hierdurch wurde das Entstehen einer meist nichts weniger als ästhetisch schönen Fabrikware von Grabsteinen ermöglicht. An den Haupt- und Nebenwegen ziehen sich die Erbegräbnisse und die Familiengräber hin, die, wenn auch je von einem zweiten Grabe getrennt, kein ästhetisches Bild erstehen lassen. Man spricht so viel von der alles gleichmachenden Arbeit des Todes — auf einem modernen Kirchhof merkt man nicht viel davon, denn kaum an einem anderen Orte wird man mehr an den Unterschied zwischen Arm und Reich erinnert. Hier die prächtigen Denkmäler jener, die es dazu haben, geradezu wie auf einem Präsentierteller dargeboten, und wenige Fuß dahinter die billigste Fabrikware. Näher können die Kontraste nicht beieinander sein. Ist wirklich einmal ein Kunstwerk von einem Grabstein vorhanden, so geht es in der großen Menge des

Minderwertigen verloren, weil es ihm an der Absonderung aus der Menge fehlt, und weil ein wirkungsvoller Rahmen, die grüne Laubumgebung, kaum vorhanden ist.

Erst nach und nach, wenn in der Reihe der gepflegten Gräber Lücken entstehen, Grabhügel einsinken und eingeebnet werden, ein Teil der weniger dauerhaften Grabsteine entfernt wurde, und dafür ein spärlicher Baum- und Strauchwuchs sich auf den Flächen bemerkbar macht und die grünen Rasenstücke in größerem Zusammenhang auftreten, erst dann macht sich die alte Friedhofspoesie vergangener Zeiten bemerkbar, dann ist aber auch zumeist der Zeitpunkt gekommen, an welchem die Begräbnisflächen von neuem belegt werden sollen, und rücksichtslos wird all das beseitigt, was imstande wäre, das Bild des Friedens zu erhalten.

Daß der Friedhof in solcher Gestalt nicht geeignet ist, bei seinen Besuchern eine weichevolle Stimmung aufkommen zu lassen, darf nicht verwundern. Dennoch wird dies wohl kaum allgemein als ein Uebel empfunden, denn sonst müßte zur Besserung dieses Umstandes doch etwas getan werden, es geschieht jedoch herzlich wenig. Für Verschönerungszwecke, für Gartenanlagen aller Art, werden in den meisten Städten große Aufwendungen gemacht; den Friedhof hingegen, eine Stätte, die der Verschönerung in allererster Linie bedürftig ist, mißt man bis zum Neuesten geschäftlich aus. Gegen das Verlangen nach Verschönerung des Friedhofs wird eingewendet, daß die Toten doch nichts davon haben würden; man übersieht dabei, daß die Forderung der Hinterbliebenen wegen erhoben wird. Auch der Einwand, die einer Beerdigung beivohnenden Personen und die das Grab ihrer Verstorbenen besuchenden Angehörigen hätten kein Auge für die Umgebung, ist hinfällig, denn, sobald der erste Schmerz vorüber ist, wird jeder Friedhofsbesucher bereit sein, die Umgebung auf sich wirken zu lassen, und nur eine künstlich verschönte Umgebung wird eine tröstende Friedhofsstimmung aufkommen lassen.

Darum ist auch der Ruf nach Reform auf dem Gebiete des Kirchhofs wach geworden und mancherorts sind Vertreter der Gartenkunde im Verein mit solchen der Architektur und der Bildhauerkunst für das Zustandekommen ästhetischer Friedhofsanlagen bemüht gewesen. In Nordamerika zeitigte die Reform die ersten Erfolge. Cincinnati ging voran und schuf einen an landschaftlichen Reizen reichen, geräumigen Friedhof, der vorbildlich ward für weitere Anlagen der neuen und auch für etliche in der alten Welt. Keine Hauptstadt der alten Welt aber kann sich rühmen, trotz vieler muster-gültiger Gartenanlagen, hinsichtlich des Friedhofes mit dem Gottesacker in Cincinnati zu wetteifern. Allerdings, die Billigkeit von Grund und Boden erleichterte in Amerika die Schaffung geräumiger Friedhöfe, auf denen weite Flächen nur dem Zwecke der Verschönerung dienen.

Auf deutschen Boden setzte die Reform mit ihren ersten Erfolgen in Bremen und Hamburg ein. Beide Städte lehnten sich bei Neuanlagen von Begräbnisplätzen an das amerikanische Vorbild an. In Bremen wurden 1875 zwei Friedhöfe mit einem Gesamtflächeninhalt von annähernd 50 Hektar landschaftlich angelegt und der Hamburger Zentralfriedhof steht mit seinen 180 Hektar dem von Cincinnati an Größe nicht nach. Der Hamburger Friedhof ist hinsichtlich seiner Anlage vorbildlich geworden für manche anderen Anlagen, die in den letzten Jahren in den verschiedenen Städten Deutschlands neu entstanden sind, so in Kiel, Berlin-Friedrichsfelde, Breslau, Leipzig, Stettin, Düsseldorf, Köln und in einigen anderen Orten. Aber keiner dieser neuesten Friedhöfe vermag an den Hamburger heranzureichen, auf keinem wird eine so hohe ästhetische Wirkung erzielt, wie in Hamburg.

Dies rührt einfach daher, weil es anderweitig an Platz für landschaftliche Anlagen fehlt. Die krummen Wege allein tun es nicht, erst durch eine ausgiebige und zweckmäßige Bepflanzung mit Gehölzen aller Art kann eine Wirkung erzielt werden.

Lediglich dem Umstande verdankt der Hamburger Friedhof seinen guten Ruf als eine muster-gültige Friedhofsanlage, weil man hier nicht jeden Quadratzuß für Beerdigungszwecke ausnubt.

Hat so die Reform auf dem Gebiete der Friedhofsanlagen immerhin einige nicht unbedeutende Erfolge aufzuweisen, so sieht es dafür beim Grabsschmuck um so trauriger aus. Wir wollen in dieser Betrachtung die Grabsteine und Denkmäler ganz ausschneiden und uns lediglich mit dem gärtnerischen Schmuck beschäftigen. Der Begriff „Schmuck“ ist zumeist, leider, nur zu Unrecht angewandt, das Wort „Verunzierung“ wäre häufiger am Platze. Im Volke hält man vielfach jene Leute für lieblos, die gar nichts für die Unterhaltung der Gräber ihrer Angehörigen unternehmen, ja dem Toten nicht einmal einen Stein setzen lassen mit einer „hübschen“ Inschrift darauf. Und doch ist man gerade diesen Leuten zu größerem Danke verpflichtet als 90 Prozent aller jener, die sich einbilden, die Gräber zu schmücken. Der verlassenen Gräber nimmt sich die Friedhofsverwaltung an, indem sie die Flächen mit Gras besät und wohl auch gar, wie in Hamburg, mit Sträuchern bepflanzt.

So manch einer glaubt, das Grab biete nur dann einen hübschen Anblick, wenn seine Unterhaltung recht viel Geld kostet. Und womit wird dann nicht „geschmückt“! Nicht nur bei bemittelten Leuten macht sich in dieser Beziehung ein gewisser Brunn breit, der oft zum Prozentum ansartet, in den Gebieten der Reihengräber lassen sich ähnliche Studien treiben. Es ist sehr wohl möglich, mit ganz geringen Mitteln einen würdigen Schmuck herbeizuführen, wenn man sich nur einigermaßen Mühe gibt, in der ersten Zeit das Grab zu pflegen. Ein einzelner Lebensbaum oder ein Strauch, der gleichfalls winterhart ist, oder ein paar Ficuspflanzen, oder Immergrün, Steinbrech, Hauswurz oder ein ähnliches Gewächs genügen vollständig. Es ist nur nötig, nach dem Anpflanzen bei trockener Witterung Wasser zu verabfolgen, damit die Pflanzen wurzeln können; im übrigen beschränkt sich die Pflanze auf das Beseitigen von Unkraut, wenn Ficus, Immergrün oder dergleichen angepflanzt wurde. Wenn es die Zeit gestattet, allwöchentlich nach dem Nechten zu sehen, der mag auch Blumen aller Art auf das Grab pflanzen, aber er vergesse dann nicht die wöchentliche Säuberung. Wer die Pflege des Grabes nicht selber übernehmen kann und wem die Mittel fehlen, für die Zustandhaltung einen geringen Betrag an die Friedhofsverwaltung abzuführen, der spare auch noch das Geld für Blumen und begnüge sich, eine einzelne Pflanze (Baum oder Strauch) zu setzen. Er trägt dann wesentlich mehr zur Verschönerung des Kirchhofbildes bei als alle jene, die da mit ihren Gräbern prohen oder die mit großem Geldaufwand in Stand gesetzte Gräber verfallen lassen. Wenn man heute auf einem Friedhof die große Menge der geschmückten Gräber überblickt, dann wird man unwillkürlich an das Wort erinnert: „Weniger wäre mehr gewesen“.

Daß die große Masse der Bevölkerung noch weit davon entfernt ist, einen sinnreichen Grabsschmuck zu wählen, das zeigt so recht eine Wanderung am Abend eines Festes der Toten. Johanni, Totensonntag, Allerheiligen, Weihnachten und Neujahr, das sind in den verschiedenen Orten die Tage, an denen nach althergebrachter Sitte die Gräber der Angehörigen geschmückt werden. Vom plumpen Papierblumenkranz in schreienden Farben, bis zum



Baumpartie im Winter.

köstbarsten Grab schmuckarrangement, in dem die ansehnlichsten Gewächse vereint sind, finden sich alle Zwischenstufen von Grabkränzen, deren ein modernes Blumengeschäft und der Wochenmarkt fähig sind, auf dem großstädtischen Friedhof zusammengetragen. Kleines und Großes, Gutes und Schlechtes, vom Letzteren aber gar zu reichlich. Was ließe sich nicht alles mit dem Gelde schaffen, das an so einem einzigen Tage geradezu fortgeworfen wird! Wie könnte es



Brücke.

herrlich am Ruheplatz der Toten ausschauen, wenn das Geld stümmgemäß angewandt würde.

Am liebsten und ungeheuerlichsten pflegt es bei den Reihengräbern anzuschauen. Wer durchaus ein Weniges opfern will, an solchen Tagen — oder auch an sonstigen Gedenktagen — sein Grab zu zieren, der lasse es bei einem kleinen Blumenstrauß bewenden, oder er nehme ein paar grüne Zweige oder solche mit Beeren, oder einen schlichten Kranz lebender Blumen, oder Waldmoos, aber er soll um alles in der Welt das Papier, die schrecklich gefärbten Strohblumen und die nicht minder häßlichen Wachsb Blumen, sowie all das künstlich hergestellte Zeug vermeiden, das uns die Kranzblumenindustrie in den letzten Jahren beschert hat. Auch Perlen und Blechkränze gehören nicht auf unsere Friedhöfe. An die lebende Blume sollen wir uns halten, und wenn diese dahingewelkt sind, dann müssen wir für schnelle Beseitigung sorgen, auf daß das Grab wieder sauber erscheint. Nur so können wir dazu beitragen, daß dem Großstadtfriedhof die Dorfkirchhofpoesie wieder zu eigen wird: eine ernste, ruhevoll-versöhnende Stimmung. —

Ich sehe nichts von einem Friedhof. Nur buschige Anlagen, hinter denen ein Gitter sichtbar wird. Zwei schwarzgekleidete Frauen, wohl Mutter und Tochter, mit rotgeweiteten Augen, Kränze in den Händen, zeigen mir den Weg. Weite Eingänge führen durch das Gitter. Ein mächtiger Platz, halbkreisförmig nach dem Innern zu begrenzt, tut sich auf. Eine breite Allee teilt den Halbkreis und erstreckt sich in schnurgerader Linie von Westen nach Osten in den Friedhof hinein. Ein Wald scheint sie abzuschließen, aus dem ganz hinten in der Ferne ein Turm herausragt.

Zu linken Viertels des Platzes erheben sich ernst und feierlich hohe Tarnpyramiden. Hinter ihnen steigt eine terrassenartige Anlage auf. Stufen führen von Terrasse zu Terrasse. Dunkle Koniferen begrenzen den Weg. Grün und frisch schimmert der Rasen. Vereinzelt Gedenktafeln zeigen sich. Ein düsterer Baumkranz rahmt die Höhe ein und läßt eine überlebensgroße Christusfigur aus weißem Marmor leuchtend hervortreten. Hier ist der „Ehrenfriedhof“. Auf ihm sollen die ruhen, die sich ums öffentliche Wohl verdient gemacht.



Im Urnenhain.

Im Totenhain zu Ohlsdorf.

Von Ernst Preczang.

Die Herbstsonne streut ihr Gold auf die kleinen Häuser der Hamburger Vorstadt, die unsere Elektrische durchfaßt. Vor wenigen Minuten noch lärmt das geschäftige Leben der alten Hansestadt um uns, nun wird's einsam und immer einsamer. Die Lücken zwischen den Vorstadthäusern klaffen immer breiter. Immer spärlicher tauchen die kleinen Gebäude auf. Hinter ihnen dehnt sich das freie Feld und schiebt seine Zipsel hier und dort bis an die Straße. Bauplätze, Brachland, Gärten säumen den Weg. Dann streift über weite Meeres der Blick. Zu einem sanft geneigten Talgrunde senken sich, fern von der Straße, grüne Wiesen, auf denen Vieh weidet. Braungelbe Streifen ziehen sich durch das Grün. Vereinsamt hier und dort ein kahlästiger Baum. Der Herbst ist im Lande.

Schnell geht's dahin. Eine gute Weile noch. Dann mehren sich wieder die Gebäude an der Straße. Die ersten Häuser von Ohlsdorf. Kleine Villen. Restaurationen. Grabmalhandlungen, die ihren toten Kram dicht am Wege aufgebaut haben. Spielende Dorfkinder, die mit der Elektrischen um die Wette laufen. Dann sind wir da.

Ein schmaler Weg führt mich abseits. Plötzlich bin ich wie im Walde. Ueber mir berühren die Kronen der Bäume sich. Kein Laut ringsum. Waldeinsamkeit. Im Halbdunkel geh ich hin, grünes Dickicht zu beiden Seiten. Ein Busch mit roten Beeren. Ein Baum mit gelben Blättern. Eine riesige, überschlanke Tanne, tiefgrün; an ihren Zweigen wiegen sich leis die langen, hellbraunen Zapfen.

In unbetretene Wildnis scheint dieser Weg zu führen. Er wendet sich hierhin und dorthin, kreuzt andere Pfade, kleine Plätze und — halt, da glänzt etwas. Eine schwarze Marmortafel, halb im Gebüsch versteckt. Auf den Goldbuchstaben der Inschrift spielt ein verlorener Sonnenstrahl.

Einige Schritte noch. Ich stehe auf einer kleinen, runden Lichtung. Ein Blumenbeet bildet den Mittelpunkt. Weiße Blüten an matten Stengeln. Ein breiter Rasenstreif läuft um das Beet, regellos durchwirkt mit gelben Blütenköpfchen, so frisch wie im ersten Frühling.

Versteckt im Waldhintergrunde Gräber. Ein Kreuz, eine Tafel, ein Stein. Kein Hügel — die gibt's in Ohlsdorf nicht. Gelegentlich hat das Erdreich über dem Ruhenden eine sanfte Neigung nach oben. Meist grenzt eine niedrige Hecke oder ein Metallkettchen an winzigen Säulen das einzelne Grab ab. Zuweilen fehlt

diese Abgrenzung ganz und nur ein Duft, eine Blatt-
pflanze, ein Rosenstock stellen die schweigende Witte dar, den
Fuß nicht auf die Erdoberfläche des Toten zu setzen.

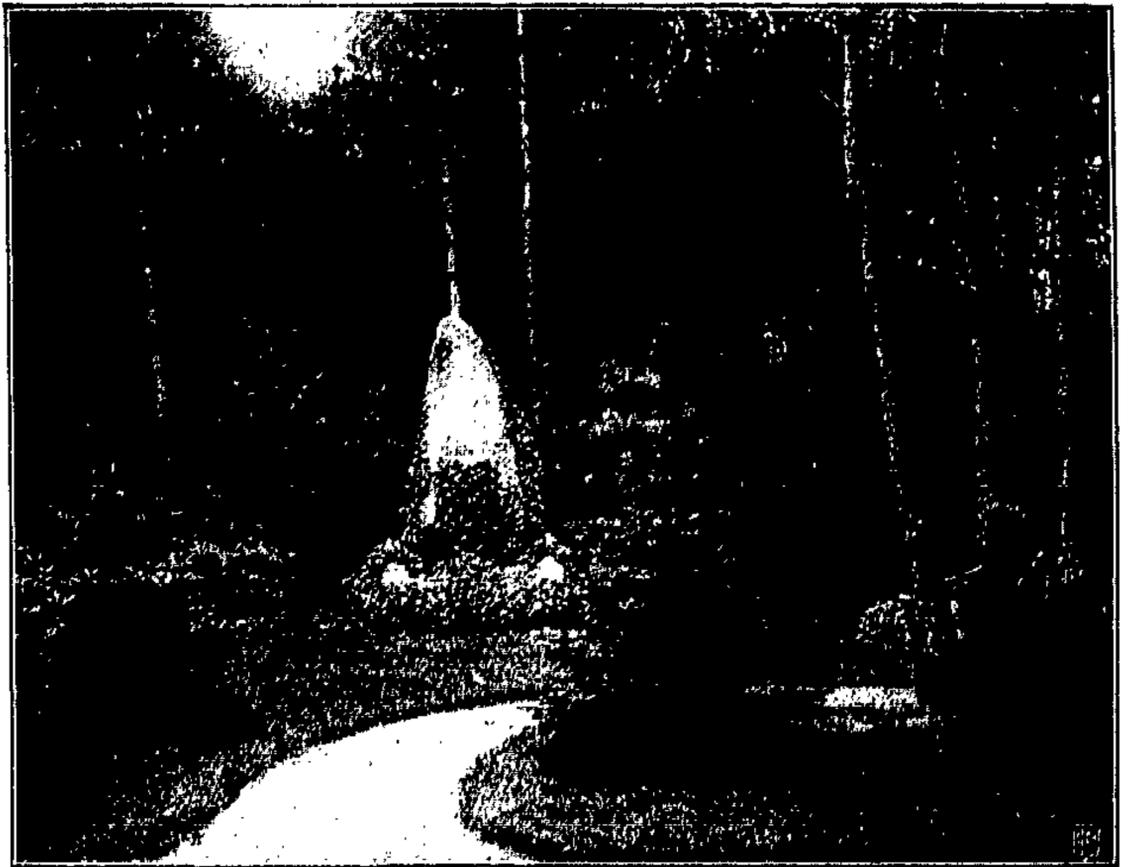
Von der Dichtung strahlen Wege aus. Zwei stumme,
düstere Posten stehen vor dem Eingange des einen: riesige
Zypressen. Hinter ihnen begleiten Zwergfichten den Pfad.
Auf der einen Seite Grab bei Grab, auf der anderen schon
wieder „Wald“. Der Pfad mag sich mühen, in diesen Wald
einzudringen, um die Fortsetzung des Friedhofes zu ent-
decken. Ihm zeigt sich — jetzt im Herbst — nur der Friedhof
der sterbenden Natur. Auf welkes Laub steht er, auf rost-
braune Farne, auf milde Gräser.

Das große Sterben ist im Totenhain. Ein lautloses,
friedliches Vergehen. In milder Sonne schreitet der Herbst
durch das Totenreich; in Ast und Zweig, in Stalm und Kraut
dort der Saft — und wo noch eine Blüte milde am Zweige
hängt, verblaßte die Farbe. Blatt sinkt um Blatt. Das
eine heute, das andere morgen. Dort klanntert sich ein
Blatt, so rot, wie von innerlichem Feuer erleuchtet, aus
Leben. Vielleicht überdauert's den Herbst. Aber der Schnee
des Winters wird's gewiß verlöschen und erdrücken.

Ein dichter, bunter Teppich deckt die Wege. Ueber totes
Laub schreitet der Fuß. Dürre Zweige zerbrechen knisternd
unter den Tritten. Kastanienhüllen zerpringen; die braune
Frucht rollt glänzend mir zu Füßen.

Wieder sind Grabsteine da. Vereinzelt erst, dann dicht
bei dicht. Nahe um Nahe taucht auf, Zahl um Zahl. Wer warst du? Wer du? Die Aufschrift
findet's nicht. Der Name sagt's nicht, nicht Stand und
Alter. Von den Schlafalen möchte ich wissen. Von

dem tiefen, heimlichen Leben, das sich einst
abspielte unter der Hülle, die hier ver-
senkt. Ging der mit schmerzlichem
Aufschrei dahin nach unendlichen
Tagen der Pein? Löschte
Natur dies Leben friedlich-
still im Herbst aus — in
langem, wohltempertem Altem-
zuge? Die Steine schwei-
gen. Eine arme Tafel.
Die hat wohl ein großes
Entbehren zusammenge-
spart. Große Liebe hat
wohl den kleinen frischen
Blattkranz gespendet. Ein
funkelndes Kreuz daneben.
Kein anderes Zeichen. Keine
Blume, kein Kranz. Kalt. Efeu-
umspinnene Holzkreuze. Windschief.
Alt. Von den Lebenden vergessen. Hoch
in die Baumkronen kriechen die Schling-
pflanzen hinauf. Hier ist Friede, tiefer Friede.
Und keine Trauer, kein Weh mehr. Eine Allee tut sich



auf. Ein breites Stück stahlgrauen Himmels über
dem Fahrdamm. Fußwege zu beiden Seiten.

Gräber. Dunkles Unterholz hinter den
Gräbern. Hohe, düstere Bäume. Zwei
breite, leuchtende Linien ziehen sich
die Straße entlang und lassen
goldige Flüsse durch das
Dunkel rinnen: die gelbröt-
lichen Kronen der Kastanien
schimmern hell im Mittags-
glanze der Sonne. Niesige
Tannen mit weitaus
ladenden Nesten erheben
sich; ein bläulicher Schim-
mer umfließt Laub und
Spitzen, die sich hoch hin-
ausrecken über die helle,
goldige Linie der Kastanien.
Stolz stehen sie da, die düsteren
Bäume. Unbeweglich, finster
fast — Symbole unabänderlicher
Notwendigkeit, das feierliche Pathos
gemildert durch den lichten Saum der
Straße. Nichts Erdrückendes ist hier. Man
wandert freien, erhobenen Herzens. Eine unendliche
Ruhe erfüllt diesen Garten des Todes. Die Wahrheit
und milde Weisheit der Natur spricht zu uns. Sagt's
uns immer wieder: der Mensch ist nicht mehr als ein
Blatt, das ein leiser Lufthauch vom Zweige löst. Das
fällt, wenn seine Zeit gekommen. Den reißt der Sturm
nieder; ein anderer entschlämmert in Sonnenglanz und
Frieden. Was trauert ihr?

Ein Turm ragt auf. Schlang und spitz hebt er sich
aus den Baumkronen heraus. Eine Kapelle in buschigem
Grün. Die Wipfel nicken zu den Fenstern herein.
Manchem, der dort drinnen aufgebahrt lag, mag der
leichte Schatten einer Blüte über das weiße Antlitz ge-
hüchelt sein als der letzte Gruß des hellen Tages, bis
der ewige Schatten des Sargdeckels alles Licht ver-
schlang.

An Rosenbecken vorbei, an dunklen Pyramiden,
an grünem Gebüsch. Der Wege sind so viel. Und der
Schönheit ist so viel. Nie wird das Auge matt zu
schauen. Nie wird man müde, den Sinn zu bewundern,
der hier schaffend gewaltet. Der die Brücken schlug von
Natur zu Kunst, von Kunst zu Natur. Zu höherer Ein-
heit ist beides hier verbunden. Man wandelt wie in
einer anderen Welt, wo die Gegensätze sich aufheben.
Wo sie vorhanden sind, aber nie schroff nebeneinander
stehen, nie die Empfindung durch brutale Kontraste ver-
legen.

Ein Stück wie im Park; ein Stück wie im Wald.
Ein Weg unter herbstlichen Bäumen. Regellos scheinen
sie hingestellt, ohne Absicht, ohne bestimmtes Wollen.
Aber dem aufmerksamen Auge entschleierte sich der Plan



1. Einzelgrab (oben). 2. Allgemeine Gräber (Mittelbild). 3. Gesellschaftsgräber (unten).

in dieser Planlosigkeit: stets ist das Distere erhellt, dem allzu Dichten sind immer einige Schatten aufgelegt.

Im Frühling erleuchtet die Fülle der Blüten das Dunkel dieses Todesgartens. Schneeglöckchen und Märzweilchen, Krokus, Primeln und viele andere Leuzblumen brechen auf Gräbern und Beeten hervor. Zu blühenden Gebüsch hängen sich Stringen, Birus und Rhododendron. Im Sommer aber herrscht die Rose. Mit herrlichen Farben und Düften, in unzähligen Formen und Arten, in niedrigen Setzen und baumhohen Stämmen verbreitet sie ihr Leuchten und Aroma. Ueber den ganzen Friedhof ist sie verschwenderisch verstreut. Aber sie hat noch ihren eigenen Garten: das Rosarium. Ein großer Platz, von Rosenspyramiden, mit denen dunklere Taxis- und Thujasträucher abwechseln, in doppeltem Kranze eingerahmt. Beete in anmutigen Formen, die dichte Rosengebüsche und einzelne Stöcke tragen. Rosen überall, Rosen in allen Varietäten, in allen Größen. Zur Hauptblütezeit ein märchenhaftes Paradies voll heraufschendem Duft. Jetzt, im Oktober, ist auch hier das große Sterben. Da und dort noch ein paar ärmliche, milde Blüten. Ein schwacher Duft noch, aber gemischt mit dem herben Geruch verwesenden Laubes. Das Leuchten matt. Die Pracht des Lebens ist dahin. Ein stiller Blick aus brechenden Augen.

Aber der Herbst ist nicht arm. Er hat auch seine Blüten. Hat Astern, Georginen, Dahlien und andere. Doch vor allem: er hat sein Laub. Toren, die da meinen, der Herbst sei ein grünlücher Geselle, der alle Farbe, alle Freude auslösche. Der das Leben häßlich, den Tod grauenhaft und gespenstisch erscheinen lasse.

Wenn die Blütensonnen und Blütensterne dunkeln und verlöschen, zündet der Herbst in allen Wäldern seine bunten Kerzen. Silberweiß und gelb, braun und rot, in allen Schattierungen leuchtet es uns entgegen. Zu prächtigen Farbensymphonien formt er Laubgänge und Alleen. Auf meinem einsamen Wege hier hat jeder Busch, jeder Baum ein ander Kleid. Neben dem Nadelbaum, der in allen Nuancen des Grüns schimmert, steht der Ahorn mit rötlichem Laube. Die zartgelben Blätter der Birke mischen sich mit dem kräftigeren Gelb der Kastanie. Die Eiche trägt mehrere Farben auf einmal. Rötlich, rostbraun unten, gehen die Farben nach außen und oben ins ungedorrte Grün über. Unverlezt noch steht der Wipfel. Da ist die Linde. Die Platane. Die Rot- und Nutbuche. Da ist ein Busch mit bleichem Laube, wie aus Wachs. Daneben einer, dessen schmale, glührote Blätter sich aus einiger Entfernung wie lodernde, züngelnde Feuerflammen ausnehmen.

„Wunderschön, nicht wahr?“ Ein Fremder ist den Weg heraufgekommen, greift an seinen Hut und macht eine alles umfassende Gaudbewegung: „Ueberhaupt schön. Aber wo, sagen Sie mir, sind die Toten? Ich habe natürlich ein paar Gräber gesehen, wenige. Es liegen wohl noch nicht viele hier, wie?“

„An die Dreihunderttausend.“

„Drei —?!“ Er reißt die Augen auf, wirft mir einen ungläubigen Blick zu und geht mit einem ironischen: „Danke. Ich werde sie suchen.“

Ja, und doch ist die Zahl annähernd richtig. Es sind wohl noch einige Tausend mehr. Aber richtig ist auch, daß man die Gräber zuweilen suchen muß. Von einigen Teilen des Friedhofs abgesehen, bleibt einem der peinliche Anblick regimentenweis aufmarschierter Kreuze und Steine erspart. Hier überblickt man fünf, dort zehn, dort zwanzig Grabstätten. Gelegentlich mehr, gelegentlich weniger. Man steht inmitten von Tausenden und sieht eben nur die fünf, die zehn oder zwanzig. Eine kleine Anzahl ist immer in einen festen Pflanzenrahmen gelegt. Ein Koniferenkranz, eine Pyramidenlinie, eine

Wirkenreihe, ein Gebüsch, ein Waldstreifen, geben die Rahmen. So ist ein kleiner Friedhof an den andern gefügt. Zusammen bilden sie einen großen Komplex, ein Reich für sich. Und dieser größeren Reiche gibt es wieder eine ganze Menge. Zwischen ihnen ziehen sich die Anlagen, zieht Park und Wald sich hindurch, liegen Teiche und jene breiten Alleen, denen man ihrer Vielheit wegen Namen geben mußte.

Vor meinem dämmerdunklen Wege erhellt sich. Es schimmert Licht durch die Gebüsch. Ein Birkenwäldchen tut sich auf. Verwitterte Postamente verstecken sich im Unterholz. Urnen stehen auf den Postamenten oder sind ins Dentmal eingelassen. Eisen rankt am Stein empor. In jedem Krug ruht ein Häuflein Asche, das ehemals Mensch hieß. Das Feuer hat die Leiber verzehrt, nachdem das Leben sie gebrochen. Nun flüstern die zartästigen Birken über dem Staub, der da eingeschlossen. Die Sonne spielt an den weißfleckigen Stämmen. Das gelbe Laub rieselt nieder auf Eisen, Mal und Urnen. Eine heilige Stille in diesem Hain, wo die Birken stehen, eingeschlossen von dem dunklen Saum der Kiefern.

Ein Arbeiter harft Laub auf den Wegen zusammen. Bedächtig. Sorgfältig. „Et is nich wegtokriegen,“ sagt er. „Dat kommt jezt mit Macht rüner.“ Bei jedem stärkeren Luftstoße lösen sich die Blätter zu Tausenden. Der Mann aber harft und harft.

Ein breiter Weg öffnet sich hinter dem Saum. Wasser schimmert herüber. Ein großer Teich weitet sich vor den Blicken. Hügeliges Terrain begrenzt ihn, geschmückt mit prächtigen Anlagen. Hohe Bäume spiegeln sich im Wasser. Hohe Bäume und niedriges Gebüsch. Fußwege führen in einigem Abstände herum. Durch das Blattwerk scheint der Spiegel des Wassers. Ein hochgelegener Platz mit Ruhebänken ladet den Müden ein. Er hat einen herrlichen Ausblick vor sich.

Abwärts. Welliger wird das Terrain. Mehrere Hügel stehen nahe beieinander. Der „geologische“ wird einer genannt. Den Weg empor begrenzen große Steine. Bei der Ausschachtung des Teiches hat man sie gefunden. Sie stammen aus den Eiszeiten und weisen zum Teil Eisstrammen auf. Weiter oben lagern Granitfindlinge, Beckblende, Sandstein und andere. Zwergkiefern wachsen an den Hügeln. Blühendes Haidkraut wuchert hier. Farne, Alpenrosen, Edelweiß. Auf einem Hügel im Waldausschnitt ein einsames Grab, das einzige sichtbare hier. Ins freie Land geht der Blick. Von einer anderen Höhe sieht man in schluchtenartige Vertiefungen, die mit einer bunten Mischung von jungem Laub- und Nadelwald gefüllt sind. Wie in der Wildnis sieht sich's hier.

Die Sonne neigt sich. Ihr Licht rückt an den Baumstämmen nach oben. Um die einsamen Gräber webt schon die erste Dämmerung. Mein Weg geht fern der großen Gräbermasse. Nur hin und wieder taucht eine weiße Wüste aus dem Dunkel, oder vom hellen Laube hebt eine schwarze Granitfäule sich ab. Ein monumentaler Block liegt wie absichtslos hingerostet unter den Bäumen. Ein verwitterter Name drauf. Es ist eine Grabstätte, ganz verloren im Walde.

Wieder ein Wasser. Düstere als das erste. Hohes, gelbes Schilf am Ufer. Anlagen. Gräberreihen. Alleen und einsame Wege. Dämmerdunkel, trotzdem die Sonne noch die Spitzen der Bäume vergoldet. Kein Mensch in dieser einsamen Weite. Eine alte Buche, die mit ihren Zweigen einen kleinen Platz überschattet. Eine Ruhebank rings um den Stamm. Düstere Cypressen erheben sich. Denksteine blinken aus dem Halbdunkel.

Und dann eine Fußgängerbrücke. Blumenkörbe erheben sich auf dem Geländer. Schlingpflanzen mit blauen und roten Blüten hängen

an zarten grünen Fäden heraus. Sie spiegeln sich nicht mehr im Wasser. Glanzlos steht ein enger Kanal dort unten, dunkel, schwarzgrün. Laub bedeckt den Spiegel. Bedeckt die Nasenböschungen. Kahle Sträucher, tief niederhängende Zweige berühren das Wasser.

Die Brücke leitet zu einer Insel, die fast ein einziges Gebüsch ist aus Syringen, Rhododendron und Rosen. Zur richtigen Zeit leuchtet hier ein Blütenwald. Jetzt gibt auch hier nur die herbstliche Färbung der Blätter die Abtönungen. Gewundene Wege führen zwischen den dichten Anlagen hindurch. Ein enger Seitenpfad zweigt ab, senkt sich und endet plötzlich in einer kleinen Ausbuchtung am Wasser. Hier hat der Kanal sich zu einem kleinen Teich geweitet. Fast verborgen im Rhododendrongebüsch steht eine Bank. Nach all dem Wandern ein willkommenes Platz.

Selten mag um diese Jahreszeit jemand hier sitzen. Denn hinter mir ist plötzlich erschrockenes Leben. Das surrt und piept und raschelt wie vom bösen Feind gejagt. Eine Eidechse gleitet am Boden hin. Vögel schwirren auf, setzen sich in die Krone einer Birke, gerade über der Bank, bäugeln mich und entkräften sich in ihrer Sprache. Ein alter dicker Frosch hat sich aus dem Gebüsch ans Ufer gerettet, glockt vorwurfsvoll auf den Eindringling und platscht mit einem bösen Quak-quak ins Wasser. Das zieht ein paar schwerfällige Kreise und setzt die breiten Blätter einer Wasserpflanze in schwankende Bewegung.

Dann wird's wieder still, ganz still.

Schweigend, düster und ernst ragen auf dem hohen jenseitigen Ufer die Tannen empor. Links und rechts von mir strecken sich gewaltige Nadelbäume auf. Die Dämmerung hängt in allen Zweigen und kriecht höher und höher in die Kronen. Ein schwerer Schritt kommt gegangen. Wohl ein Arbeiter, der Feierabend gemacht. Er geht, mir unsichtbar, vorbei. Die schweren, langsamen Tritte verhalten wieder.

Ein Luftzug kräuselt die Wasserfläche, springt in die Tannen, schaukelt die Spitzen und wirft Laub aus den Bäumen.

Es war nur ein jäher Atemzug.

Die Stille kommt wieder. Tiefer als vorher. Die Schleier der Dämmerung verdichten sich.

Kein Kreuz leuchtet in diese Einsamkeit, nicht Schrift und Tafel. Kein äußeres Zeichen kündigt vom Tod. Und doch ist man ihm nah. Man ahnt seine Nähe, spürt ihn, nah zum greifen. Dreihunderttausend Tote hier herum. Und doch kein Grausen, kein Fürchten vor dem, der ja einmal kommen muß. Hier fühlt man's: der Tod ist gut, ist friedlich und erlösend. Ist gütig wie die Natur, die die lautlose Sprache der Einsamkeit spricht. Die vom Leben sagt wie vom Tod, vom Werden, vom Sein und Bergehen. Die nicht schreit, wenn eine Blüte fällt, nicht schluchzt, wenn ein dürre Zweig zerbricht. Die ruhig schafft, die baut und abträgt in nimmermüdem Fleiß. Die auch aus dem erhabensten, edelsten Menschenhirn ein armes Häuflein Asche macht. Aus ihren Bahnen weicht sie nicht.

Nun wiegen weiße Nebel sich um Baum und Strauch. Wie ein Traum ist's. Der Mensch geht unter in dem stillen Geschehen, in der großen Harmonie. Hier ist sie, die ewig gesuchte, von den Besten schmerzlich vermifste. Hier — fern dem lärmenden Leben. Die Kleinheit des Tages versinkt. Die Bosheit enger Seelen schmerzt nicht mehr. Der laute Jahrmarktstrubel ist verstummt, die schrillen Töne der Blechinstrumente schweigen. Die ewige, die große Symphonie der Natur hält dich fest.

Tropfen fallen aufs Gebüsch, klingen im Wasser.

Es ist Abend geworden. Ich mache mich auf. Das Dunkel webt in den Gängen. Ein leiser Regen singt um die friedlichen Stätten. —

Die freie.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

Die Mutter nickte der Eve zu. Der Vater aber murkte: „Dumm Gered, das ich nit hörn kann. Nix ist schad. Der Oktober ist da, daß er vergeht, damit auch der November vergehen kann. Du solltest's nur mal erleben, 's ganze Jahr Mai, oder 's ganze Jahr Dein schöner Oktober, da könntest Du bald blau pfeifen, sag ich Dir. Man muß die Feste nehmen, wie sie fallen und 's Wetter wie's wird. Alles andere ist Weibergewäsch und hat keinen Wert. Fertig! Und wenn's Frühjahr kommt, dann fangen wir wieder von vorn an und tun unser Bestes, das wir tun können. Fertig. Und das ist das Richtige!“

„Du bist doch ein alter Brummbar,“ sagte die Müllerin.

„Ich jammer nur nit, weiter gar nix. Wer anders besser zu seinem Teil kommt, meinetwegen. Ich mach's auf meine Art. Fertig!“

Es war wieder Sonntag. Wieder hatte er mit dem dicken Nebel begonnen, der wie lauter graue Wolle war. Aber es schien, die Sonne könnte ihn heute packen. Sie hing schon den ganzen Morgen als blasser Scheibe am Himmel, und man sah sie von früh an ihren stillen Weg gehen, wenn sie auch verborgen war. Da es gegen Mittag ging, hatte sie richtig den Sieg davongetragen. Sie glänzte im Blauen, daß man ihr nicht ins Antlitz sehen konnte. Und die ganzen Wiesen glitzerten, und an den Bermen der Weiden glitzerte es.

Die Eve spülte das Eßgeschirr und sah von Zeit zu Zeit an dem Küchenfenster vor ihr hinaus übers Land. Es war ihr ganz seltsam zumute. Gerade als ob sie etwas erwarte. Als wenn draußen ein Wind stehe, fest in die Weiden und Pappeln am Bach gekleidet und jeden Augenblick sich losmachen könnte und heraufbrausen. Aber nein, das war es gar nicht. Gar nichts Draussendes. Etwas Stilles und Sanftes. Als wenn jeden Augenblick die Glocken vom Dorf herüberklingen müßten. Oder als ob ein Festzug den Weg herkommen müßte, jetzt oben um die Ecke herum und dann die Wegbiegung lang und weiter her nach der Mühle zu. Der Eve schienen die Wege so leer heute. Gerade als verlangten sie es, daß etwas auf ihnen vorgehe, daß über sie geschritten werde. Ach, sie war ja dumm. Nichts war natürlich von all dem, es war einfach Sonntag und die Sonne schien, die Wiesen glitzerten und der Himmel hatte so ein tiefes Blau, besonders wenn man zwischen den Bäumen durchsah, so blau, wie wenn eine Waschfrau zu viel Bläue in die Wäsche tut. Das war es einfach, und da juckte es ihr in den Kleidern, als stecke sie in einem rauhen Bodfell drin.

Die Eva spülte weiter. Aber die Augen gingen ihr, doch immer wieder hoch durch das Fenster hinaus und zogen die Wege hin, die zwischen den Wiesen sich krümmten und sich oben im grauen Feld, das stellenweise von der Feuchtigkeit ganz tief braun war, verloren. Sie unterbrach ihre Arbeit nicht, aber ihre Gedanken waren nicht dabei.

Und immer wieder sah sie nach den drei Mühlen, die ganz heklar in der Sonne lagen, während die ihre abseits im Dämmer und in der schlummerigen Feuchte träumte.

Die Eltern saßen drin in der Stube und erzählten sich, was sie auf dem Kirchgang des Morgens im Dorf alles gehört hatten. Der Vater trommelte dazu auf der Fensterbank und trat den Takt mit dem Fuße, und die weiß und rot gefleckte Kacke schnurrte hinterm Ofen. Die Mühle lief. Aber sie lief leer, und der Müller hatte heute keine Lust, aufzuschütten.

„Der Ferrisepp ist heut so scheu an uns vorbeigegangen,“ sagte die Mutter.

„So, scheu? Hast Du das gemerkt? Na, ich kann nit wissen, was er hat. Und wenn er was hat, kann er's doch sagen. Wir haben uns nie was nachgetragen, wir vier Müller, und hatten auch nie keinen Futterneid.“

„Es heißt, er soll sich verheiraten wollen. Wenigstens sagen's die Leute.“

„Mein, was die Leute sagen. Aber 's könnt ja auch schon sein. Warum nit? Er ist länger Junggesell geblieben, als es andere aushalten. Und eine Frau ernähren, das kann er.“

„Du meinst, lang genug gesucht hätt' er?“

„Meinetwegen heiß es so,“ meinte der Alte dazu. „Was der Ferrisepp macht, macht er vorzüglich und sicher, alles was wahr ist.“

„Auch uns die Krunden abspannen.“

„Auch das. Aber wann er's fertig bringt, bringt er's halt fertig. An seiner Mühl vorbei geht halt die Ehe, da braucht er sich kein extra Mühl zu geben. Und das will ich auch nit von ihm denken, daß er sich darin extra Mühl gäb. Die Tauben, die einem in den Schlag fliegen, die fängt man halt. Ich tät's auch so machen, warum nit?“

„Ich sag's ja immer, daß Du die Menschen nit verlehst. Und dadrum hast Du auch immer 's Nachsehen.“

„So, Mutter, meinst das? Na ja, vielleicht hast recht. Es kann aber auch sein, daß Du nit recht hast. Guck, gönn's doch dem Ferrisepp. Es war doch ein bißchen zurückgegangen bei ihm, durch die viele Krankheit, seit sein Vater hat in's Gras beißen müssen. Dann immer die kranke Mutter und die kranke Schwester, bis sich der liebe Gott erbarnt hat und sie alle beide abgerufen.“

„Das ist ja nit unwahr —“

„Und na ja, wir haben gerade genug. Wir haben nur die Eve, und es ist nit zu gering, was wir der einmal mitgeben können. Und was wir brauchen, das bringt uns noch die Mühl, und kommt später einmal ein anderer Müller herein, so soll er halt auch tun, was ich auch einmal hab tun müssen. Aber jetzt bin ich dazu zu alt. Dazu muß man jung sein. Also brummel nit und gönn's dem Ferrisepp.“

Er trommelte heftiger und trat fest den Takt. Die Kacke schnurrte und der Sägemann auf dem Kastenofen setzte nur geschwinder seine Arbeit fort. Die Alten waren jetzt still und saßen vor sich hin.

Draußen klapperten die Teller und Schüsseln. Die Eve spülte eifrig. Man konnte es in der Stube hören trotz dem Gang der Mühle.

Plötzlich hörte das auf.

„Kann die Eve denn schon fertig sein?“ fragte der Vater.

„Kann gar nit sein,“ antwortete die Mutter.

Nun kauschten die beiden Alten.

Aber draußen blieb es still. Denn die Eve stand am Fenster und blickte über die Wege, die Hand mit dem Spüllappen noch in der Spülschüssel. Sie war vorhin schon aufmerksam geworden. Wer kam denn da den Pfad her? Da oben kam jemand.

Sie äugte scharf.

„Der Ferrisepp! Jesses, der Ferrisepp! Mein und heilig!“

Aber was war denn dabei, wenn es wirklich der Ferrisepp war? Wie oft war der den Wiesenpfad schon gegangen, und es war ihr nichts drüber eingefallen. Warum denn heute? Sie fing wieder an zu spülen?

Aber war er's denn wirklich? Sie guckte

sich halb die Augen aus. Wahrhaftig, er war's. Und er ging den Pfad nach ihrer Mühle zu.

Am Feldweg da oben konnte er freilich noch abbiegen. Sie wollte sehen. Und sie hörte wieder mit dem Spülen auf. Nein, er ging geradeaus weiter. Jetzt über den Steg.

Er konnte doch nicht da oben an seinen Aker gehen wollen. Was hätte er da jetzt sehen können? Gar nichts.

Nein, er ging den Pfad weiter und weiter herunter. Jetzt war er an der Selz selbst und ging über die weiße Arücke. Na ja, nun war's sicher, er kam zu ihnen.

Der Eve schlug das Herz, hart und rasch. Sie wußte gar nicht warum. Sie konnte es gar nicht begreifen. Was ging sie der Ferrisepp an? Wie konnte ihr der Ferrisepp das verursachen? Er war ihr doch kein Fremder. Er war freilich lange nicht hüben gewesen. Allerdings. Aber das war doch kein Grund. Früher war er öfter gekommen. Aber was lag am Ferrisepp? Er war der nächste Nachbar. Fertig!

„Fertig!“ sagte sie. Sie gewöhnte sich das immer mehr vom Vater an. Aber es war doch nicht fertig. Sie mußte immer wieder aufhören und nach dem einfältigen Ferrisepp sehen. Er ging ordentlich feierlich heut. Oder kam ihr das nur so vor? Er hatte sich fein gemacht. Das wollene Tuch um seinen Hals war funkel-nagelneu. Und auf der Kappe saß kein Liebelchen Mehlstaub.

„Vater,“ rief sie in die Stube, „ich glaub der Ferrisepp kommt zu uns!“

„Gut, soll er kommen,“ sagte der Vater.

Dann spülte die Eve weiter. Und zwar guckte sie nun auch nicht mehr auf. Der Ferrisepp war jetzt nach der Mühle hereingebogen und vom Fenster aus nicht mehr zu sehen.

Der Casar schlug an. Die Eve rief ihm zu. Da war er still und ließ den Ferrisepp passieren. Gleich darauf ging die Haustür. Der Ferrisepp trat ein.

Er ging direkt auf die Stubentür zu und klopfte an.

Als er eintrat, legte die Müllerin ihr Strickzeug in den Schoß, und der Müller hörte einen Augenblick auf zu trommeln.

„Wist lang nit da gewesen, Ferrisepp!“

„Ihr auch nit bei mir, Nachbar. Und alle Gebot kommen, geht doch auch nit.“

Es war in beider Reden etwas wie ein spitzer Ton, ohne daß sie's beide beabsichtigten.

„Na,“ lachte der alte Müller, „ich kann halt immer näher gucken zu Dir, bis in Dein Haustür hinein, da brauch ich nit zu Dir zu gehen.“

„Na, freilich,“ stichelte der Ferrisepp, „da habt Ihr auch sehen können, daß ich tüchtig zu mahlen hatt' den Monat?“

Er lächelte spitzbübisch.

„Na,“ sagte der alte Müller, „und ich hab Dir's von Herzen gegönnt.“

Der Ferrisepp begann sich. Er war betroffen. Es hatte so gütig geklungen. Er war ein bißchen verwirrt.

„Euer Mühl läuft leer, Nachbar,“ entfuhr es ihm. Dabei wurde er rot.

„Die feiert Sonntag heut,“ erwiderte lächelnd der Müller. „Man muß so einer Mühl auch ihren Sonntag gönnen.“

Nun war der Ferrisepp ganz geschlagen. Um so mehr verwirrt wurde er. Er wußte nicht mehr zu unterscheiden, was gut und was nicht gut zu reden wäre. Und er hatte sich doch alles ganz genau ausgedacht gehabt, was er sagen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Brief einer Mutter.

Von Thelma Storck.

Mein Sohn!

So bleib mir heute ich Dir sagen, wonach Deine stummen Blide forschen.

Schon sieht's mich aus Deinen Augen von fremden Wegen an. Durch Dunkel und Irre wird Dein Fuß lassen, und Du wirst allein gehen. Aber mütterlos nicht sollst Du gehen, und darum will ich Dir's sagen.

Hier. Nicht Aug' in Auge. Da wäre etwas zwischen uns, ein dunkler Strom der Scham — das Erbe von Jahrtausenden —, dessen trübe Wellen kann auch Mutterliebe nicht zerteilen; aber sehend machen konnte sie das Mutterauge, daß es viel wärmeres, verlangendes Leben an den Ufern des Stromes sah, das nicht hinüber kann und doch nicht untergehen darf in seinen Fluten.

Aber darum versteht es Dein Leben, dessen Säfte nun zu quellen und zu steigen beginnen. Und darum versteht es Deinen Blick, der geblendet in die Sonne sieht und fragt, wie wohl sie die Früchte reifen macht; und versteht Deinen tastenden Finger, der in die Erde gräbt und seine eigenen Wurzeln sucht.

Und darum kann Mutterliebe aus eigenem und aus fremdem Leben eine Brücke bauen, die den Knaben hinüberführen soll zum Manne.

Und so will ich Dir's schreiben, und Du, Lieber, sollst es lesen mit den Augen Deiner unschuldigen Kindheit, mit dem ahnenden Herzen aber des erwachenden Jünglings.

Sieh', mein Knabe, zur Sonne wollen wir gehen! Hinaus ins Freie, in das herbliche Ackerfeld.

Zur Sonne wollen wir geh'n und sie soll Deine Triebe reifen und Dir all Deine Dunkelheiten erleuchten. Sie — und nicht etwa das Lampenlicht nächtlicher Großstadtstraßen.

Nicht in die Pfäfen sollst Du blicken dieser Großstadt, die, ach zu viel, Deine Knabenzeit geengt hat. Nicht von Gefährten Dir Belehrung holen, die vielleicht schon selber bespült sind vom Schlamm unreiner Lebensrinnale.

Mein, in den Bergstrom wollen wir horchen, daß er uns sein Geheimnis rausche, wie er, mit immer wilderer Kraft hinabbraust über Steine und Geröll; wie alle Hindernisse, die seinem Lauf sich entgegenstemmen, seine Wellen reißender, seine Sprungkraft gestügelter machen.

Und verraten soll er's, wie auf seinem wilden Wege er doch immer flieht den Schlamm, den Sumpf, den Moder: daß in kristallener Klarheit sich seine Wasser in den sehnsüchtigen Schoß des emporträumenden Tales ergießen.

Den Ackermann, ihn wollen wir belauschen. Sieh', wie er das Korn in die Erde senkt in den mütterlichen Boden.

Der empfängt den Samen und birgt ihn in seinem Schoße und ernährt ihn, bis seine Zeit gekommen, und er sein Köpfchen aus Tageslicht steckt, sie zu begrüßen, die große Feudenspenderin Sonne, die die Mutter Erde warm gefügt und zur Fruchtbarkeit segnet hat.

So auch der Mensch. Anders nicht sein Werden und Entstehen. Und Liebe ist seine große Sonne, die alles Leben in Schöpfermonne erschauern läßt.

Und Liebe hat einst Deine Eltern gesegnet, daß der mütterliche Leib Dich empfangen konnte. Und alles, was triebfroh und stark und lebensfähig in Vater und Mutter gewesen, ist damals ineinander geflossen.

Unter ihrem Herzen hat Deine Mutter Dein Leben gespürt. Das hat sie sorglich gehütet, daß nichts Rauhes sein zartes Entwickeln störe, daß er stark werde, der junge Menschenkeim, und lebensfähig und weltfroh.

Und darum versteht sie heute Dein pulsendes Leben und zittert wieder wie einst um alles Fremde, das störend Deinen Weg zur Kraft, zur ganzen ungeschwächten Schöpferkraft hemmen könnte.

Und es graust ihr vor den Gefahren, die Deinen Weg umlauern, — den Weg des jungen Knaben — hier zumal in der großen Stadt, wo die Sonne so blaß und das Ackerland so fern.

Denn hier gibt es Menschen, deren Blick Sonnenlicht nicht mehr ertragen kann, und die den fruchtenden Boden scheuen!

Sind doch Menschen und können nicht mehr lieben. Und darum — schaudere mein Knabe — streuen sie ihre Liebe in den Wind, oder verschleudern sie in Schmutz und Schlamm, wo kein Leben aus ihr erblühen kann, sondern in giftiger Fäulnis nur Tod und Verderben.

Und Frauen gibt es, die Not hat sie auf die Gasse getrieben, und das Elend zertritt die Heiligkeit ihres Leibes, daß sie ihn verkaufen — ihren stolzen freien Menschenleib verkaufen!

Kannst Du's fassen, Du Lieber? Fallen Dir schauernd all Deine Sklavengeschichten ein?

Ein Mann — lache nicht! — sollte Frauenliebe erkaufen wollen?

Hast Du schon einmal mit Goldstücken nach rotem Sonnenlicht geworfen? Silberne Mondstrahlen in Säcken eingefangen? Liebe um Geld?

Und wieder andere gibt es, die wollen das Leben kosten, bevor es in Wärme und Licht ausgereift. Aber herb und sauer ist dann noch sein Geschmack, und der nachhafte Voreilige trägt nur Uebelkeit und Schmerzen davon, wo, zur rechten Zeit der Reife gepflückt, die Frucht ihm köstlich geworden wäre.

Reif werden, Knabe! Reife ist Glücke. Laß immerhin die Pulse schwellen. Und wenn sie auch schon pochen und klopfen — der junge Gott ist's, den Du in Dir trägst.

Laß ihn erst stark werden, stark wie jenen, der eine Welt ringsum hat erheben lassen.

Das erwachende Drängen Deiner Männlichkeit: der Traum noch ist's seiner Schöpfergaberde. Und was er einst schaffen soll: auf Erden das Gütlichste — den Menschen. Laß ihn erst stark werden! Er sprengt von selbst das Tor!

Wache und schaue, daß kein giftiges Insekt Dir die Ernte verderbe vor der Zeit.

Heilig ist Deine Männlichkeit, mein Sohn, und unbedeckt drum sollst Du sie einst der Liebe in die Sonnenarme legen.

Heilig auch sei Dir das Weib; wie in jeder Hand voll Erde der Keim von einer Blüte Wunder: steckt doch in jedem — eine Mutter.

Deine Mutter.

Ruffenschnack im 18. Jahrhundert. Die preussische Liebedienererei vor dem Nachbar im Osten ist so alt wie Preußen selbst. Auf allen Wäldern der preussischen Geschichte finden sich die Beispiele des servilsten Gehorsams gegen das Parentum. Ja, auf bloßen Wunsch aus Petersburg hin verriet man sogar bereitwillig die wichtigsten preussischen Staatsinteressen. So blühte seit alterher im westfälischen Süderlande und im damaligen Berg eine Industrie, welche das Härten und Strecken von Eisen und dessen Verarbeitung zu blanken Waffen als wichtiges Geheimnis hütete. Unter der Kaiserin Anna Iwanowna gab sich die russische Regierung die denkbar größte Mühe, diese süderländische Schwertfegererei nach Rußland zu verpflanzen. Aber obschon in Preußen damals das gleiche Knutenregiment herrschte wie in Rußland selbst, ließ sich doch kein westfälischer Klingenschmied zur Hebersiedelung nach Rußland bewegen. Da versuchte die russische Regierung das, was ihr bei den Arbeitern nicht gelungen war, bei dem preussischen Königtum zu erreichen. Und der Eifer, den Russen gefällig zu sein im Verein mit dem Vorgesprochen der Kaiserin Anna, dem damals in Preußen regierenden Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. „100 auserlesene lange Kerls“ schenken zu wollen, veranlaßte diesen auch wirklich, das so lange behütete Geheimnis der bergisch-märkischen Schwertfegererei an Rußland auszulieferen. Ohne die geringsten Gevissensstrupel verschärfte daher der preussische König gegen die 100 langen Russen 12 preussische Klingenschmiede und Schleifer und einen Sensenschmied. Da die Arbeiter sich natürlich auch nicht gutwillig auf die Order des preussischen Königs zur Auswanderung nach Rußland entschlossen, so ließ dieser zunächst ihrer sechs in Spandau „greifen“. Wegen der fehlenden Sech's sandte er folgende Order an den Oberstleutnant von Herzberg vom Schlieffischen Regiment: „Ich habe der russischen Kaiserin versprochen, Ihr folgende Arbeiter gegen einen raisonnablen Accord auf 6 Jahre in Diensten zu überlassen: 1 Meister Klingenschmied mit einem Vorschläger, 1 Meister Härter mit einem Gefellen, 1 Schleifer nebst einem Gefellen, 1 Sensenschmied nebst 1 Gefell. Ihr solltet Euch ermühen, diese Leute auß der Stadt Hagen oder einem benachbarten Orte zu bekommen, und Sie womöglich mit Güte zu persuadieren; und sollet Ihr sie sodann nebst einem Unteroffizier anhero an den Obristen von Kleist meines Regiments senden, daß sie längstens in 14 Tagen hier sein. Sollten diese Leute aber nicht sich hierzu engagieren wollen, so sollet Ihr sie aufheben und mit einer Escorte von Garnison zu Garnison anhero schicken. Ihr müßt bei Leib und Leben nichts dabei verschäumen, sonder alles einrichten, daß mein Wille gethan werde. Der Escortepaß folgt anbei. Ich bin

Euer wohlaffectionirter König. Potsdam, 16. Juni 1781.

Ihr müßt sie also balde schaffen. F. Wilhelm.

Die Unglücklichen wurden denn auch mit Gewalt aufgegriffen, und nach Tula transportiert, wo sie nicht 6, sondern 12 Jahre bleiben mußten. Stets der Flucht verdächtig, sperrete man sie zuletzt in die Festung Schlüsselburg ein, von wo jedoch einige in die Heimat entkamen. a. e.

Reizwirkungen bei niederen Pflanzen und Tieren

Das Zustandekommen von Reizwirkungen (Reaktionen) infolge von äußeren Reizen ist eine der fundamentalsten Erscheinungen des Lebens und findet sich bei allen Lebewesen, bei Pflanzen und Tieren. Die meisten Reizwirkungen bleiben uns verborgen. Am deutlichsten sichtbar werden sie, wenn der Reiz durch auffällige Formveränderungen oder Bewegungen beantwortet wird. Die zu den einzelligen Tieren gehörenden Wurzelfüßler erfahren bei Erwärmung eine Beschleunigung der Strömung der Nahrung in ihrem Körper. Die Schleimpilze, die zu den niedersten Pflanzen gehören, breiten sich auf der Unterlage nebartig aus. Erwärmt man die Unterlage ungleichmäßig, so wandert der Schleimpilz nach dem wärmeren Teil hin. Die Lohblüte, ein Schleimpilz, der auf Lohhaufen vorkommt, wandert im Herbst, wenn sich die Luft abkühlt, in die Tiefe des Lohhaufens, in die niederen Schichten hinein und überwintert daselbst. Wenn sich im Frühling die Luft erwärmt, so bewegt sie sich wieder nach der Oberfläche des Haufens. Sie breitet sich nur im Dunkel auf der Oberfläche der Loh aus und zieht sich im Lichte in die Tiefe zurück. Viele einzellige, durch Flimmern oder Geißeln sich fortbewegende Organismen, wie z. B. die Infusorien, die Schwärmosporen von Algen usw. häufen sich mit Vorliebe an der nach dem Fenster gelegten Seite des Zuchtglasses an. Schwärmosporen reagieren auf blaues und violette Licht wie auf Tageslicht, auf gelbes oder rotes Licht dagegen gar nicht. Verworn hat die Beobachtung gemacht, daß, wenn in einem Wassertropfen gleichzeitig Geißelinfusorien und Wimperinfusorien enthalten sind, diese durch elektrische Reizung verschieden beeinflusst werden. Beim Schließen des konstanten Stromes eilen die Geißelinfusorien an die Anode (positive Seite des elektrischen Stromes), die Wimperinfusorien an die Kathode (negative Seite des elektrischen Stromes). Wird der Strom gewendet, so rücken sie wie zwei feindliche Heere aufeinander los und sammeln sich an den gegenüberliegenden Polen an. Mechanische Reize, wie Druck, Erschütterung, Quetschung, wirken gleichfalls auf die einzelligen Lebewesen als Reiz. Die Weichstierchen (Amöben) ziehen bei heftiger Erschütterung ihre Scheinfüßchen ein und nehmen Kugelgestalt an. Chloroform, Morphium, Chloralhydrat usw. wirken auf die einzelligen Tiere und Pflanzen wie auf das Nervensystem der höheren Tiere. Bekanntlich rufen die Spaltpilze, die die Bierhefe bilden, in einer Zuckerslösung alkoholische Gärung hervor, wobei Bläschen von Kohlensäure in der Flüssigkeit emporsteigen. Wird die Zuckerslösung mit Chloroformwasser versetzt, so tritt nach Hefezusatz die Gärung nicht ein. Manche chemischen Substanzen wirken anziehend, andere abstoßend. Bringt man ein auf feuchter Unterlage ausgebreitetes Netz der Lohblüte mit einer Filtrierpapierfuge, die mit einem Lohausguß durchtränkt ist, in Verbindung, so kriecht der Schleimpilz in diese Fuge hinein. Bringt man dagegen an den Rand der Lohblüte ein Kochsalzkristall oder einen Tropfen Glycerin, so zieht sie sich von derselben zurück. Fleisch oder Fleischextrakt wirkt auf frei umher schwimmende Bakterien anlockend. Sie drängend und stehend eilen sie nach dem anlockenden Körper und stoßen auch in eine mit dem Körper gefüllte, feine Haarröhre hinein, die ihnen als Falle gestellt ist. Bei zu hoher Konzentration des Lockmittels, oder nach Zugabe von Alkohol und Säuren zu diesem, prallen die Bakterien in einiger Entfernung von der Röhre zurück und vermeiden so ein Mittel, das auf sie schädlich oder gar tödlich wirken würde. Die Samenfäden der Farne werden durch Apfelsäure, die der Laubmoose durch Rohrzucker angelockt und zu der zu befruchtenden Eizelle gelenkt. Die Empfindlichkeit dieser Organismen ist ungemein fein. Bei Bakterien und Samenfäden genügt schon der billionste und trillionste Teil eines Milligramms des Reizmittels, um Anlockung zu erzielen. Diese winzigen Organismen unterscheiden so minimale Mengen des Reizstoffes, wie sie keine chemische Waage und keine chemische Reaktion anzuzeigen vermag. Das sichere Hinsteuern nach dem anlockenden Ziel erweckt in dem nach seinem subjektiven Gefühle urteilenden Beobachter den Schein eines vernünftigen Wollens und Handelns bei diesem einfachsten Lebewesen. Aus solchen Beispielen erhellt, daß der auf die Oberfläche dieser niedrigsten Lebewesen oder auf einen Punkt derselben einwirkende Reiz von hier aus auf das ganze Gebilde übergreift und seine Bewegung oder Gestaltsveränderung veranlaßt. Die Veränderung, die diese einzelligen Tiere und Pflanzen an der Reizstelle erfahren, muß sich also dem ganzen Zellkörper mitteilen. — mb.

Nachdruck des Inhalts verboten!